



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ausblicke übers Meer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und so wurde die Bahn für allerhand spaßhaft und ernsthaft gemeinte Kombinationen frei. Etwa wie man im vierzehnten Jahrhundert anfang, die Feuerwaffen mit Falken und Habichten oder, wenn die Rohre recht lang waren, mit Schlangen zu vergleichen. Niemand wird das wissenschaftlich finden. Viele Dinge lassen sich vergleichen und haben doch gar keine Beziehung zueinander; man sagt, daß darin der Witz bestehe, der wie ein gewissenloser Priester jedes ihm vorkommende Pärchen traue. Die Franzosen nennen das: une Scie d'Atelier. Rudolf Kleinpauf

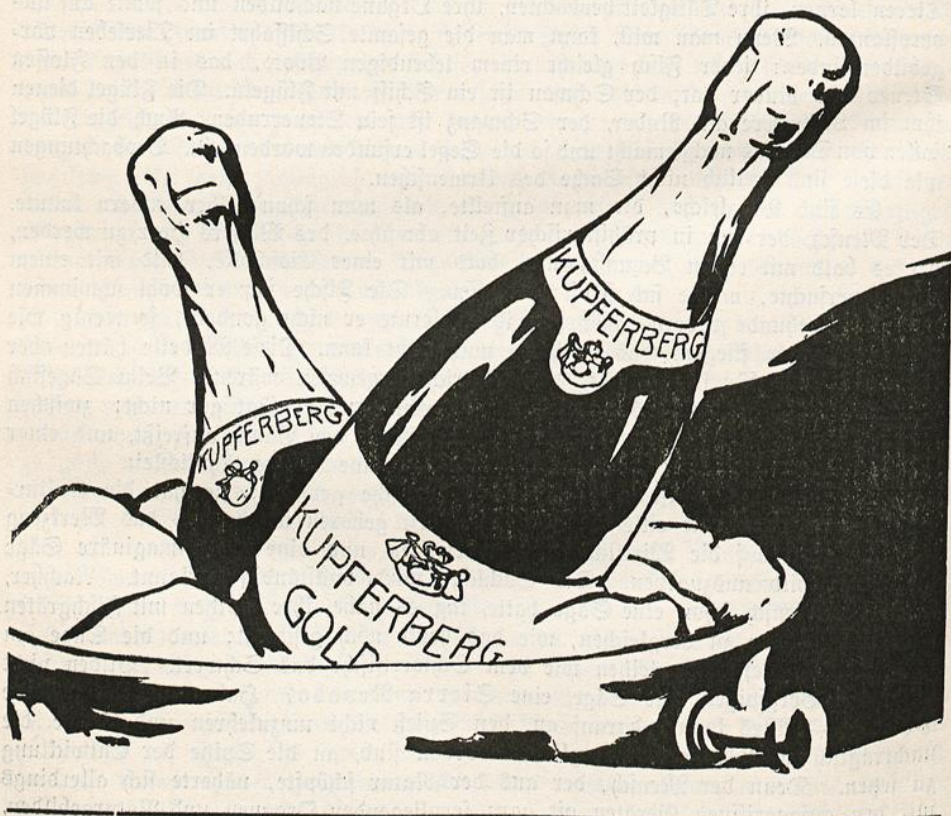


Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.





Ausblicke übers Meer



In den letzten Wochen sind unsre Blicke sehr nachdrücklich übers Meer gelenkt worden. Zuerst kam der Hereroaufstand. So schmerzlich die Verluste an Menschen und Gütern sind, die sein plötzlicher, und wie es scheint, auch die Behörden ganz überraschender Ausbruch uns zugefügt hat, er hat uns doch auch schätzbare Lehren gegeben, die hoffentlich nicht erfolglos gewesen sein, sondern auf unsre künftige Kolonialpolitik ihren Einfluß äußern werden. Zunächst die Lehre, daß unsre Verwaltung den Schwarzen gegenüber zu vertrauensfelig gewesen ist. Daß sie Hinterladergewehre an die Eingebornen verkauft hat, wenn sie sich auch besonders hohe Preise zahlen ließ, wenn auch viele Waffen über die schlecht bewachte portugiesische Grenze eingeschmuggelt worden sein mögen, daß sogar die Geschütze von Windhuf zur Reparatur nach Deutschland geschickt wurden, ohne daß man zugleich für Ersatz aus der Heimat sorgte, das sind sicher Dinge, die nicht wieder vorkommen dürfen. Die zweite Lehre aber war, daß wir dort schon viel größere Interessen zu schützen haben, daß die Zahl unsrer Ansiedler und der Wert ihrer Güter schon viel ansehnlicher sind, als man sich das im allgemeinen vorgestellt hatte, woraus freilich eine dritte folgt, nämlich die, daß unsre militärische Macht dank der knauserigen Zurückhaltung, die bisher die Reichstagsmehrheit in solchen Fragen gezeigt hat, dort viel zu gering war — ein schwaches Reiterregiment auf einer Fläche, die um die Hälfte größer ist als das Deutsche Reich —, als daß sie hinreichenden Schutz gegen plötzliche unberechenbare Aufstandsgelüste der Hottentotten und der Kaffern gewähren könnten. Solchen Lehren steht nun glücklicherweise noch eine andre gegenüber. Bei der Überraschung und bei den geringen Streitkräften hat sich der Wert unsrer Eisenbahn Swakopmund-Windhuf aufs klarste herausgestellt, und unsre Leute da drüben haben sich aufs trefflichste bewährt. Jeder Offizier und Unteroffizier tat in der schwierigsten Lage, oft an der Spitze einer Handvoll von Männern, selbständig, nach eigenem Urteil, was eben in seiner Lage zu tun war, und unsre heimische Organisation wußte in der kürzesten Frist ansehnliche, wohlausgerüstete Verstärkungen hinüberzuwerfen, die ausreichen werden, die Kolonie zu sichern. Auch der Reichstag hat hier einmal einmütig getan, was er tun mußte.

Grenzboten I 1904

Hoffentlich wirkt das nun auch günstig auf die Behandlung anderer kolonialer Fragen ein. Demnächst muß die Frage einer Zinsgarantie des Reichs für die Erbauung der Eisenbahn von Dar es Salam nach Mrogoro, des ersten Stückes einer großen Binnenbahn nach den Seen, im Reichstag zur Entscheidung kommen. Will man denn länger zusehen, wie die englische Eisenbahn von Mombas nach dem Viktoriasee, dessen Südhälfte uns gehört, den Durchgangsverkehr aus unserm ostafrikanischen Gebiet mehr und mehr an sich zieht, wie schon englische Dampfer auf dem See schwimmen und demnächst vielleicht sogar Kanonenboote? Wenn man aus einem ausführlichen Aufsatz des Zentrumsführers P. Spahn über die Deutsch-Ostafrikabahn in der neuen katholischen Monatschrift „Hochland,“ herausgegeben von Karl Muth (München und Rempten, Jos. Kösel, 5. und 6. Heft), der hier auf Grund eines reichen Materials sehr entschieden für den Wert dieser unsrer größten Kolonie und für die Notwendigkeit des Eisenbahnbaues eintritt, schließen darf, so wird sich seine Partei für die Zinsgarantie entscheiden, und das wird hoffentlich auch andre Parteien antreiben, dem „reichsfeindlichen“ Zentrum nicht ganz und gar die Initiative in einer nationalen Sache zu überlassen. Wir werden uns überhaupt wohl allmählich daran gewöhnen müssen, aus unsern „Schutzgebieten“ „Reichsländer,“ Provinzen des Reichs, zu machen, also auch die entsprechenden Pflichten ihnen gegenüber zu übernehmen. Dann, wenn es hinreichenden Schutzes sicher ist, wird wohl auch das Privatkapital endlich mehr und mehr aus seiner hemmenden Zurückhaltung heraustreten, und dann wird die ganze Entwicklung rascher gehn. Zum behaglichen Schlendern haben wir keine Zeit mehr.

Wie stark wir schon in überseeischen Fragen interessiert sind, das lehrt uns auch und vor allem der längst erwartete und doch urplötzlich ausgebrochne ostasiatische Krieg. Hier nach Recht und Unrecht zu fragen oder gar zu erörtern, wer „angefangen hat,“ ungefähr wie bei einer Prügelei von Schulbuben, wäre ganz überflüssig; es stoßen hier eben russische und japanische Lebensinteressen aufeinander, und solche werden immer nur durch die ultima ratio regum entschieden, nicht durch irgendwelches Schiedsgericht, d. h. nur durch den Beweis überlegener geistiger und physischer Kraft der einen Seite, der einleuchtender, überzeugender, dauernder wirkt als jedes gerichtliche Urteil. Wieder einmal ist die Idee vom ewigen Frieden und von der Ersetzung des Kriegs durch internationale Schiedsgerichte ad absurdum geführt worden, gewiß eine höchst schmerzliche Erfahrung für ihren mächtigsten Förderer, den Zaren, der den Frieden ganz sicher ehrlich gewollt hat. Aber die innere Konsequenz der russisch-asiatischen Politik hat ihn in den Krieg hineingedrängt. Wenn Rußland eisfreie Häfen am Großen Ozean haben wollte und haben mußte, so blieb ihm nichts übrig, als die Mandschurei so oder so zu nehmen, und wenn seine Haupthäfen Port Arthur und Dalny am Golfe von Petschili wurden, dann wuchs sein Einfluß in Peking, dann konnte es auch nicht dulden, daß Korea in irgendwelcher Form japanisch wurde und die freie Verbindung dieser Häfen mit dem ältern Wladivostok („Herrin des Ostens“) unterbrach. Aber indem nun Japan über die Grenzen seines dichtbevölkerten Inselreichs hinausstrebte nach dem asiatischen

Festlande, hinein in die schwerfällige, unbehilfliche Masse des chinesischen Reichs, des Mutterlandes der japanischen Kultur, mußte es vor allem Korea bemeistern, eine dünnbevölkerte, in der Entwicklung weit zurückgebliebne Halbinsel fast von der Größe Italiens. So stoßen hier zwei Offensiven aufeinander, beide unvermeidlich, deshalb beide innerlich berechtigt.

Binnen acht Tagen haben nun die Japaner, allen weitern Verhandlungen und Zögerungen rasch ein Ende machend, unsichtig, kühn und energisch, wie sie sich schon vor zehn Jahren gegenüber China gezeigt haben, mit plötzlichen Angriffstößen die Herrschaft zur See an sich gerissen, indem sie eine Anzahl der russischen Schiffe auf längere Zeit hinaus kampfunfähig machten oder vernichteten, und Korea in ihren Besitz gebracht, wo sie eine Armee von 80000 Mann gelandet haben sollen. Sie haben sich also des wichtigsten Kampfpunktes schon versichert; sie haben es jetzt völlig in der Hand, die noch von Westen langsam und vereinzelt herankommenden russischen Kriegsschiffe abzufangen und ihrer Armee in Korea, das ja wenig leistungsfähig ist, zur See alles nachzuführen, was sie braucht. Dieser ebenso kräftigen als planvollen Kriegführung gegenüber haben die Russen bisher eine erstaunliche Unbehilflichkeit gezeigt und sich von ihr völlig in die Defensive werfen lassen. Es fragt sich, ob sie noch aus dieser herauskommen können, denn der Aufmarsch ist bekanntlich das Entscheidende bei jedem Feldzuge. Wäre es ihnen möglich, wenigstens den größten Teil ihrer Flotte nach Ostasien zu bringen, so könnten sie vielleicht noch die Überlegenheit der Japaner zur See brechen, aber darüber müssen bei den riesigen Entfernungen Monate vergehn, und bis dahin können zu Lande große Entscheidungen gefallen sein. Ob zugunsten der Russen? Die russische Armee ist gewiß hervorragend tüchtig, aber selbständige Initiative der einzelnen Befehlshaber und vollends des einzelnen Mannes liegt nicht im Volkscharakter; Rußland ist deshalb immer in der Verteidigung viel stärker gewesen als im Angriff, wie auf der einen Seite schon der Krimkrieg, auf der andern der letzte russisch-türkische Krieg beweisen kann, und jetzt hat es den schweren Nachteil, daß es für alle Nachschübe nach dem Osten nur eine Tausende von Kilometern lange, eingleisige und noch wenig leistungsfähige, nicht einmal solid gebaute Eisenbahn besitzt, die obendrein leicht unterbrochen werden kann, und daß seine nächste Operationsbasis, die Mandschurei, für den längern Unterhalt einer großen Armee gar nicht die Mittel bietet. Ob da die Russen überhaupt zu einem umfassenden Angriff auf Korea kommen werden, der doch immer auch, solange die Japaner die See beherrschen, gefährlichen Flankenstößen ausgesetzt bliebe, ist sehr zweifelhaft. Daß aber der Krieg trotzdem kein kurzer sein wird, dazu ist bei dem Selbstgefühl und der Stärke der beiden Gegner alle Aussicht.

Die Sympathie der unbeteiligten Zuschauer wendet sich leicht dem Sieger zu, aber wir Deutschen haben doch wohl allmählich gelernt, in solchen Fällen nach unsern eignen Interessen zu fragen, statt Partei zu ergreifen wie vor fünfzig Jahren etwa im Krimkriege, wo wir eifrig russisch oder türkisch waren, weil wir nicht wußten, wo Deutschland eigentlich lag und was sein Interesse sei. Heute

darf unser Ruf nicht sein: Hei Rußland! oder: Hei Japan! sondern wie immer und überall: Hei Deutschland! Da ist es zunächst klar, daß die möglichste räumliche und zeitliche Beschränkung des Krieges in unserm Interesse liegt. Jedes Eingreifen einer dritten Macht würde den Weltkrieg entfesseln, dem wir auf die Dauer schwerlich fern bleiben könnten, und dessen Ende sich nicht absehen ließe. Zunächst ist eine solche Einmischung glücklicherweise nicht zu befürchten. Denn Frankreichs schwache und gerade deshalb im Innern tyrannische Regierung wird es ohne die dringendste Not kaum wagen, einen großen Krieg zu führen, der sofort und vor allem ein französisch-englischer werden würde, und in England erheben sich schon Stimmen, die einen durchschlagenden Sieg Japans keineswegs für ein englisches Interesse halten, trotz der im ganzen doch russenfeindlichen Gesinnung jenseits des Kanals. In der That, im Interesse der neutralen Mächte, und namentlich Deutschlands, wäre es weder, wenn Rußland Japan völlig niederkämpfte, noch wenn Japan die russische Stellung in Ostasien zerstörte. Denn im ersten Fall würde Rußland dort ein erdrückendes Übergewicht gewinnen und sicher zur Schutzmacht Chinas werden; wir Deutschen aber können nicht wünschen, daß sich das Gewicht einer der drei Weltgroßmächte noch verstärke. Ein Sieg Japans aber, der ihm nicht nur die Herrschaft über Korea eintrüge, sondern Rußland auch aus der Mandschurei hinausdrängte, wäre eine Niederlage der christlich-europäischen Gesittung gegen eine heidnische Zwitterzivilisation; er würde Japan die ersuchte Möglichkeit geben, China unter seinen überwiegenden Einfluß zu bringen und diese schwerfällige Masse politisch, militärisch und wirtschaftlich so zu organisieren, daß sie eine schwere Bedrohung für alle abendländischen Mächte würde und die Herrschaft über Asien an sich reißen könnte. Vor dieser „gelben Gefahr“ hat unser Kaiser schon vor Jahren gewarnt, als ihm noch niemand glauben wollte, und danach hat er 1895 gehandelt, als er im Einverständnis mit Rußland und Frankreich die Japaner verhinderte, ein Stück des chinesischen Festlandes an sich zu reißen.

Eine für uns günstige Folge des Krieges zeigt sich aber schon jetzt in Europa. Offenbar hat sich das Verhältnis des „heiligen“ Rußland zu der von Atheisten regierten französischen Republik gelockert, das zu Deutschland intimer gestaltet. Frankreich hat erkannt, daß es für seine Revanchehoffnungen vom Zaren gar nichts zu erwarten hat, Rußland, daß Frankreich ihm in Ostasien schwerlich helfen wird, und daß die ehrliche, bis zu einem gewissen Grade wohlwollende Neutralität Deutschlands ihm höchst wertvoll ist, weil es damit jeder Sorge über seine Westgrenze enthoben wird. Das kann zu einer neuen, unsrer Stellung wesentlich erleichternden Gruppierung der europäischen Mächte führen.

